

Bezugspreis:
Jahrb.: 9 Fr., 1/2jährl. 4.50 Fr., 1/4jährl. 2.50
Schweiz: 10 Fr., 1/2jährl. 5.50, 1/4jährl. 2.80
— Postamtlich bestellt 20 Rp. Buchtag. —
Oesterreich und Deutschland:
1/2jährl. Fr. 18.—, 1/4jährl. Fr. 8.80, 1/4jährl. 3.50
Hebr. Ausland: 15 Fr., 1/2jährl. 7.80, 1/4jährl. 4.—

Anzeigenpreis:
Jahrb.: Die einspaltige Colonne 15 Rappen.
Deutsches: Die einspaltige Colonne 20 Rappen
Deutschland: Die einspaltige Colonne 20 Rappen
Schweiz u. Abiges Ausland: 1spaltige Seite 20 Rp.
— Reklamen das Doppelte. —

Oberrheinische Nachrichten

Anzeiger für Liechtenstein und Umgebung.

Erscheint jeden Mittwoch und Samstag in Vaduz

Abonnements nehmen entgegen im Inland: Die Zeitungsboten und die Redaktion in Vaduz (Postfach); in der Schweiz und im übrigen Ausland: Die Buchdruckerei A.-G. in Mels, die Poststellen und Verwaltung. Inserate nehmen die Redaktion, die Verwaltung, die Zeitungsträger und die Buchdruckerei entgegen u. müssen spätestens je vormittags eingehen. — Einladungen sind frühzeitig an die Redaktion zu senden. Schriftliche Anfragen franco zu stellen. Anzeigen wird nicht berücksichtigt. — Verwaltung der „Oberrheinische Nachrichten“ und des „Liechtensteiner Unterländer“ in Vaduz. — Druck und Expedition: Sargantel, Buchdruckerei A.-G., Mels (Telefon 55)

Die große Volks-Demonstration vom 9. Mai 1920 in Vaduz, ein historischer Tag.

In der „Nu“-Bündt in Vaduz fand sich gestern das „kleine Häuflein“ zusammen, das eine aus Landesbürgern bestehende Regierung verlangt. Es waren über 1000 Mann dort versammelt.

Am Morgen machte der Himmel noch ein griesgrämiges Gesicht und sandte betrübenden Regen nieder. Fast schien es, als ob der Tag zu einer Landsgemeinde aller Freunde einer heimischen Regierung nicht gut ausgewählt sei. Es sollte anders kommen. Die Triesenberger, gegen 150 Mann, ungeredet jene, die allein nach Vaduz gingen, sammelten sich bei der Kirche in Triesenberg und auf dem Wege nach Triesen. Mit klingendem Spiele zog die freie Wasser vom Berge zu ihnen Mitbürgern im Tale. Ob Triesen sandten sie ihren Mitbürgern und politischen Freunden Musikzüge ins Tal. Auf der Landstraße in Triesen vereinigten sich die Triesener, Balzner und Veracer.

Die Balzner hatte die Musik von Triesen abgeholt und sie zogen um 1/2 Uhr in Triesen ein. Ergreifend war es zu sehen, wie 70-80-jährige Männer in Silberhaaren sich mit Fußwerkern dem Balzner Zuge anschlossen hatten. Mit stichtlicher Freude nahmen sie an allem Anteil. Uns ergriß es völlig, als wir sahen, wie alte Männer sich zu den von der Partei verfolgten Forderungen bekamen. Wohl, unsere Bestrebungen sind nicht nur auf ein Häuflein oder ein paar Hitzköpfe begründet.

Von Triesen aus marschierten die vereinigten Bürger der drei großen oberländischen Gemeinden unter dem Klängen der beiden Musikzüge hinab gegen Vaduz. Es war ein gewaltiger Zug und man sah es jedem auf dem Gesichte an, daß heute der Tag für „Liechtensteiner“ ist, wie es auf einem Täfelchen hieß. Bei der „Nu“ schlossen sich noch viele Mitbürger aus andern Gemeinden des Landes dem Demonstrationszuge durch Vaduz an. Immer mehr schwoll der Zug durch Vaduz an.

Schon vorher waren die bravon Unterländer gegen 200 Mann stark in Vaduz eingezogen. Sie marschierten dann durch Vaduz und schlossen sich größtenteils auf dem Spornbüchel dem Zuge hinter der Berger Musik an. Klott marschierten sie im Zuge mit und zeigten, daß viele Unterländer mit dem Vorschauen einiger Herren bei ihnen ungen und im Oberland nicht mehr einverstanden sind. Es hat, um es hier schon zu sagen, einen vorzüglichen Eindruck gemacht, daß sich Oberländer und Unterländer so gemeinsam zu einer ihr Heimatland beherrschenden Frage zusammen gefunden haben. Das Unterland und Oberland — vereint sollten sie sich ein eigenes Heim aufbauen, in dem ein Fremder kein Hausrecht haben soll und darf.

Manche Gruppen schlossen sich auch noch gegen den „Löwen“ hin an den Zug oder ordneten sich ein. Der flotte Demonstrationszug schwenkte beim „Löwen“ durch die Gaertnerstraße dem Alten Bach zu und von dort wieder zum „Kirchhale“ und auf die Landstraße hin. „Nu“-Bündt. So mancher Gegner schaute verstockt, verärgert und doch erkannte auf das angeblid kleine „Häuflein“ Leute, das sich nicht mehr bogten lassen will. Bei der „Nu“ warteten wieder Hunderte auf den Zug. Mehrmals und auch von Gegnern — sogar hohe Damen besorgten es — wurde der Zug abgepöhl. Die höchste Zahl der Teilnehmer am Zuge bei der „Nu“ betrug über 900 Mann aus allem Landesgauen. In der „Nu“-Bündt hingegen waren weit über 1000 Mann versammelt.

Auf dem Plage sprachen nun mehrere Redner. Parteiohmann Waller begrüßte die zahlreich erschienenen und leute ihnen Zweck und Bedeutung der heutigen Volksversammlung auseinander. Er begrüßte vor allem jene, die mit uns in d. Landesverweigerung einig gehen, auf des Herzlichen, er begrüßte auch die Gegner, die unsere Auffassung hören wollen. Er wies darauf hin, daß der heutige Tag ein geradezu historischer sei. Jahrzehnte, ja ein Jahrhundert sei es nicht mehr vorkommen. Man fand es draußen nicht mehr für zeitgemäß, daß wir uns selbst regieren, sondern man sandte uns Fremdlinge her. Ein altes Sprichwort jagt: Die Geschichte ist die beste Lehrmeisterin und die Geschichte unseres Landes ist für uns heute die beste Lehrmeisterin. So habe sich denn in unserem Volk der feste Wille gebildet, eine Regierung aus eigenen Bürgern — und nicht mehr aus Fremdlingen. Eine Regierung, nicht Fremdlingenregierung! Redner wies auf die unachtere Tragweite der Lösung der Landesverweigerung für unser Verfassung und Wirtschaftlichen hin, die leider oft von Einzelnen nicht genügend eingeschätzt werden könne. Auf die Unkenntnis, ja die Einfalt unserer guten Leute wies er die Gegner. Der Obmann und jeden zu freier Aussprache im Rahmen von Ruhe, Frieden und Ordnung ein, und kein Redner soll den Gegnern Anlaß geben, daß sie wieder ausschlagen können, wir hätten über Fürst und Religion abfällig gesprochen. Keiner Beifall sollte die letzten Ausführungen, die wir leider nur in Kürze wiedergeben.

Darauf führte Herr Nealehrer Schäbler u. a. aus:

Gehrie Landsleute, freie Bürger! Wenn heute ein Fremder in Liechtenstein ist

und vielleicht jetzt von einer Höhe zu uns herabschaut, so wird er sich wohl fragen:

Wer sind all die Männer, die da unten trotz des zweifelhaften Wetters, trotz der schwarzen Wolken zusammenströmen?

Was bedeutet das klingende Spiel, was der Ruf der Trompeten?

Und was will das versammelte Volk aus allen Teilen des Landes?

Sind diese Männer Aufrührer?

Wagt die Trompete zum Kampf?

Vergißt das Volk die Ordnung?

Wir würden dem Fremden antworten:

Nein, all das nicht!

Diese Männer sind ruhige Leute, aber es sind freie Bürger.

Der Hörnerklang verkündet Ruhe und Frieden im Lande, aber einen festen Willen.

Das versammelte Volk will das, was es andernorts auch hat: es will sich selbst regieren.

Was ist das Volk eigentlich — alles!

Was war es bisher — nichts!

Was will es sein — etwas!

Die Ar und Beite, wie die Landesverweigerung von einer Seite gelöst werden möchte, muß einen patriotischen Beistand einer beledigen.

Ein Regierungsvorsitzender muß nicht nur Kenntnisse besitzen, er muß vor allem das Vertrauen jener besitzen, die er regieren soll.

Erschütterung des Vertrauens der Bürger.

Verprechen, die Verfassung in 6 Wochen.

Dieses Gelöbnis ist lautstündendes Nichts. Ein Abgeordneter, der gestützt auf die beidworene Pflicht, ganz im Rahmen der Geiecke und vollkommen in parlamentarischen Normen, sich ein gegebenes Verprechen zu erinnern wagte, wurde nach dem berücksichtigten Rezept der letzten Mittel einfach als fürstlich befehdelt. Man tat ihm schwer Unrecht.

Heute fungieren nun das Märchen von einer provisorischen Antelluna des Hofrates Dr. Peer. Wer an dieses Provisorium glaubt, ist ein politisches Kind. Wir haben kein Vertrauen.

Allein schon das Vorschauen bei der Anpiration der Kandidatur ist alles weniger als Vertrauen erweckend. Das ganze Land, der ganze Landtag, das ganze Volk dürfte nicht wissen von den Vorbesprechungen. Der Fleiß wird es dann schon erfahren. Derlei Verträge vom Frieden im Lande wirken im Volke deprimierend. Wenn ich einem

Gegner wirklich die Hand zum Frieden biete, so werde ich ihn doch nicht mit Ohrfeien gewinnen und das Vertrauen erschüttern.

Sie alle haben feinerzeit den Fall jener hohen Mauer zur Kenntnis genommen, die gar lange Fürst und Volk trennte: die Hofkanzlei, und große Freude herrschte, als letztes Jahr der greise Monarch nach langer Abwesenheit zu uns kam. Viele durften dem Landesfürsten Wünsche vortragen, ihr Herz ausschütten, aber wieder wirkte es deprimierend, daß neue Mauern sich aufstürmen möchten zwischen dem Staatsoberhaupt und uns Bürgern. Und diesen Mauern: ihnen gilt unser Mißtrauen.

Und ich frage: Ist etwa uniere jetzige Wirtschaftsehe mit der nun seltsamen Donaumonarchie, der Umstand, daß uniere ganze Mittait, über 20 Millionen, auf Nummerwiedersehen im Osten weilt, geeignet, uns Vertrauen zu einer neuerlichen Verlobung anzuföhren? Gewiß nicht!

Viele ältere Leute stehen vor der Tür des Armenhauses. Wären nur einige Millionen drüber — Einlösung zu 30-40.

Märchen, daß der Fürst die Kronen mit Franken einlöse. — Prinz Eduard hat in Schaan erklärt, der Fürst könne es nicht. Die Forderung der Einwilligung zu Peer ist hinfallig.

Übermals wirkt es deprimierend, daß mit solcher Bauernsänerci gearbeitet wird. Unter Vertrauen gewinnt man so nicht.

Man spricht vom Lawenawerk und verheißt sich nicht mehr, daß es 50, 60, 70 Millionen Kronen koste. Das Volk wollte es anno 1913. Wer wollte es denn nicht? Ein Ausländer an der Spitze der Regierung, 800.000 Kronen damals, und heute? Und wer trägt die Hauptschuld an der berühmten Lebensmittelschuld in Zürich? Es ist wieder ein Ausländer an der Spitze der Regierung! Zusammen also heute mehr als 100 Millionen!

Diese Millionen, veräußerte 100 Millionen — erweckt das Vertrauen?

Weiter: Uniere lieben Nachbarn im Norden wollen sich dem wirtschaftlich gesunden Staatswesen im Wehen zuwenden. Uns aber will man wieder fest an Oesterreich fetten, trotzdem die einzelnen Glieder Oesterreichs durch ihr Handeln warnend abraten. Ist etwa dieses Moment Vertrauen erweckend?

Aber noch mehr: Die Antonequenz mancher Stellen ist direkt auffällig!

Kennteton.

Der Sieg der Exene.

Roman von Käthe Lubowski.

In der kleinen, überdeckten Veranda des Schweizer Gutshauses brannte die alte Lampe, die bereits Ruth Wendebühl's Mutter gebiert, als diese die ersten Freudensträume spann. Sie war hoch und dünn und schwebte eigentlich in dauernder Gefahr, das Gleichgewicht zu verlieren. Trotzdem hatte sie schon hier im Haus zwei starke, junge Menschen überdauert, die bei ihrem Schein die ersten zärtlichen Wochen der Ehe genossen hatten. — Nun leuchtete sie deren Kind, Ruth Wendebühl mußte daran denken, was wohl aus dem alten Erbstück werden sollte, wenn sie nicht mehr da wäre.

Dann kamen freundlichere Gedanken. Ihre Augen glitten über das blendende Tischuch und den Resedastrauß hinüber zu dem Krankenstuhl, in dem der kleine Krappel saß. Der Blickschein traf voll sein Gesicht, das bei der kräftigen Pflege nicht mehr so blutleer und schmal erschien wie ebem. Ein Bittern der Freude lief durch ihre Glieder und zwang

sie auf den nächsten Stuhl. Sie sah deutlich die Veränderung, die mit seinen glanzlosen Augen vor sich ging. Ein oder zweimal hatte sie das gleiche bei normalen Kindern beobachtet, die aus tiefem Schlaf gerissen, erst langsam Gefühl und Gehör zurücklangten. Gustavs Pupillen zogen sich zusammen. Ungebulbig darüber, daß sie heute so lange säumte, kramte sich seine Stirn. Ruth Wendebühl wandte den Kopf zu Karl Robemann, der stumm im Hintergrund stand und sagte leise:

„Habe ich zu viel gesagt? Siehst Du, wie er mich erwartet.“

Sie stand auf und lief zu ihm, die nickende Sonnenblume in der Hand. Da hob der unglückliche Junge seine schwachen Arme, als wollte er sie um ihren Hals legen.

Sie empfand nicht das Abschreckende seines magern Körpers, sie sah nur das Licht der Augen und die leimende Sehnsucht seines Herzens. Mit garten Händen hob sie ihn heraus und bereitete ihm auf ihrem Schoß ein bequemes Lager.

Karl Robemann stand noch immer von ferne im Zwiepfalt zwischen Freude und Leid. Jetzt, da ihn Ruth mit den Augen heranwinkte, kam er langsam näher. Das Gefühl, das ihn am Stengelager

seines Weibes für sie besetzt, flammte wieder auf. Er sah auf sein Kind und merkte zum erstenmale, daß es dieselben feingezichneten Augenbrauen habe, wie sein totes Weib. Das machte ihm die letzte, so schwere Stunde mit ihr wieder lebendig. Die Wunde war noch zu frisch, als daß sie sich nicht bei jeder Berührung aufs neue öffnete. Gewaltig jedoch suchte er seine Gefühle niederzuzwingen und sagte deshalb nach einer Weile:

„Die Knechte sind beim Abfüttern. Ich muß hinsehen. Sonst machen sie doch nur Dummheiten.“

Ruth Wendebühl nickte, ohne ihn anzusehen. Sie fühlte, was in ihm vorging. Er sprach mit derselben Stimme zu ihr, wie in der Nacht, als er sie zu der todtranken Kiele bat.

Und mit den gleichen müden Schritten, die ihn wenige Stunden vor ihrem Ende in den Werktag zurückgetragen, ging er auch jetzt seinen Pflichten nach. Sie ließ ihn gewähren. Sie reichte dem Kind die Abendmahlzeit und genos selbst mit dem gefunden Appetit der Jungen ein paar Teller von der säuerlichen Suppe, die aus frischer Buttermilch bereitet wurde. Dann brachte sie das Guststücken zu Bett und setzte sich an den Schreibtisch. Der alte Schmitt, der zu dem Begräbnis eines Freundes

gefahren, hatte ihr zuvor die Kornrechnung und das Lohnregister zurechtgelegt. Es war eingeföhrt, daß sie alles nachprüfte, bevor den Leuten Lohn und Deputat ausbezahlt wurden. — Heute konnte sie nicht mehr arbeiten. Der Abend war zu unruhig. Im Park schlug der alte Hofhund an, um dann statt des üblichen erzürnten Gebells ein langgezogenes Winseln auszustößen, als wenn jemand heimtame, dem er herzlich zugetan wäre.

Ruth Wendebühl stellte sich an das Fenster und spähte in die Dunkelheit, die eigentlich viel zu früh herabgejunkt war. Sie sah nichts Absonderliches. Der alte Schäfer mit dem Lämmerack schlürfte über den Gutshof. Sonst war niemand zu entdecken. Da nahm sie ihren Platz wieder ein. Sie fand aber keine Ruhe. In den Hofstalltüchern schien es zu knacken und der Esphen am Haus rauchte sie von einer Hand auseinandergezogen. Ihr Herz wurde heiß und schwer. Wie oft hatte sie so gesehnen und hinausgelauscht mit überstem Hoffen.

Obe er nicht heimtame — Onkel Hiberstein — und wenn es auch nur wäre, damit sie ihm Rechenhaft ablegte über das Geld, mit dem sie wirkte — und wenn er auch nur sagte: „Ich bin mit Dir zufrieden, liebe, kleine Ruth.“

Gemäß kaiserlicher Verordnung vom 14. Mai 1915 kann ja der Sekretär die Regierung besorgen, er kann sogar, ohne Jurist zu sein, Staatsanwaltschaft besorgen. Heute heißt es nun: wir haben keine Regierungsfähigen.

Bringt Ihnen eine solche Politik Vertrauen bei? Und wenn wir Aufnahme in den Böhmerbund erhoffen, glauben Sie, es sei förderlich, wenn man in Paris erzählt, nicht nur

- 1. das Landgericht in Baden,
2. das Appellationsgericht in Wien,
3. die politische Rechtsanwaltschaft in Wien,
4. das Oberlandesgericht in Innsbruck sei in den Händen von Ausländern, sondern auch die Regierung sei eine fremde?

Ist da Vertrauen zu erhoffen? Mitbürger, und Ihr besonders, alte, graue Rechtssteiner, sagen wir alle: Am allen System haben wir kein Vertrauen mehr!

Baron!

Vertrauen haben wir nur zu einer aus Landesbürgern bestehenden, parlamentarischen Regierung!

Ein Rechtssteiner als Vorsitzender ist mit Land und Leuten verbunden: er hat hier Familie, Verwandte und Vermögen. Nach drei Jahren kann er wiedergewählt werden, aber ein anderer gewählt werden. Darin finden wir eine Respektierung des Volkswillens. Die Regierungsgewalt soll nicht auf einen Mann allein gestellt sein wie bisher, sondern auf ein Dreierkollegium. Der Regierungschef soll ähnlich wie der Vorsteher in den Gemeinden nur ausführendes Organ sein. Die Regierungsmitglieder können sich gegenseitig kontrollieren und der Vorsitzende kann nicht mehr einen so übermächtigen persönlichen Einfluß gewinnen. Die Verwandtschaft sei überhaupt nicht zu fürchten. Es gebe aber viel gefährlichere Sippen zu bekämpfen!

Bezüglich ihres Vertrauens solle die Regierung das Volk anfragen und sie habe überhaupt nicht mehr mit dem ganzen Volke Fühlung zu nehmen. Andere Regierungen, so z. B. Schweizer Bundesräte scheuen sich nicht, dem Volke in den Dörfern draußen Luft zu geben. In Deutschland und Österreich sei dies heute auch der Fall, warum aber bei uns nicht? Fort mit diesem Kastenstand!

Wenn alles auf einen Kopf gestellt sei, wie bei dem heutigen verfehlten und von uns bekämpften System, so sei das zugleich für einen Mann eine zu große Verantwortung. Auf der ganzen Welt habe man Arbeitsteilung, nur in Österreich wolle man nichts wissen. Wir verlangen Arbeitsteilung bei der Regierung, nur dann kann richtig regiert werden. Im Ausland habe man zu diesem Zweck Ministerien für verschiedene Abteilungen (und in Österreich bietet man Hand zu einem Verwaltungsdespotismus! D. A.) Das gesamte Volk und der Landbau, nicht nur einige Auswählte, sollen einen entsprechenden Einfluß auf die Regierung haben. Die Faltung des Auslands solle denn doch mindestens ein Fingerzeig hier sein. Ein Ausländer kann nicht begreifen, daß wir noch ausländische Vögte haben sollen. Wozu auch?

Sichtlich Dr. Beer führte Redner noch aus: Wenn der Mann ein so geeigneter Mann zur Durchführung der Reformen sei, dann solle er diese Arbeit in Österreich besorgen, dann sei auch unsere mindervertigen Kronen gelöst! Es sei schade, daß der Mann nicht da sei; sonst könnte er angesichts der Masse Gegner, die von ihm absolut nichts wissen wollen, nicht mehr ins Land hereinkommen. Zudem seien noch weit mehr als 100 Bürger heute abwesend, die mit uns in dieser Sache völlig einig seien. Es muß gar kein Jurist an die Regierung kommen. Auch ein Nichtjurist kann diese Geschäfte mit den andern Regierungsmitgliedern besorgen. So amtiere als Landesoberhauptmann in Tirol ein früherer Bäckermöbiler und als Landammann von Glarus ein Industrieller. Das Volk sei zufrieden. Wir verlangen nur einen richtigen weisheitsvollen und intelligenten Mann — nicht mehr.

Ein Ausländer, wie Dr. Beer ist in uns und mahnt uns und der soll über uns

stimmen- und weisheitsvollen Bürgern stehen? Wir sind nimmer. Zudem, wozu brauchen wir demokratische Monarchisten einen Republikaner über uns? Soll er uns etwas Feindseliges lehren? Dr. Beer ist und bleibt im Bergen hoch Österreich und will sich als österreichischer Beamter den Weg zur Rückkehr nach Österreich sichern. Die Wüste muß ihm im Umte hinderlich sein und kann uns nichts taugen. Wenn man schon einen Ausländer will — wir wollen aber keinen — beruie man einen aus der benachbarten Schweiz, wo Ordnung, Wohlstand und Ruhe herrschen. Warum berührt man denn so einseitig? Wir wollen aber überhaupt einen Ausländer nicht mehr und protestieren dagegen.

Wir sind Patrioten, echte Dienststeiner. Soviel wird bei uns über Patriotismus gesprochen. Aber mit Recht jagte vor kurzem ein Politiker des Auslands: „Die Dienststeiner müssen wenig Patriotismus fühlen, denn sonst würden sie sich selbst regieren, eine ausländische Regierung verhandelt das ganze Landchen!“

In der Volkshymne heißt es: „Dies liebe Heimatland in deutschem Vaterland hat Gottes weiße Hand für uns ersonnen, nicht für die Ausländer.“

Auf unserm Programm steht ausdrücklich: treu dem Fürsten, treu der Monarchie.

Wir haben aber die Ueberzeugung, daß sich mit diesem Standpunkt wohl vereinen läßt der weitere Grundsatz: eine Regierung aus wirklichem Dienststeiner!

Leben und Bewegung brachte diese mit großem Beifall aufgenommene Rede. Hierauf betrat Dr. Beer die Rednertribüne und führte u. a. kurz aus, warum wir heute zusammenkommen sind. Die Berechtigung unserer Forderung halte vor Gott und der Welt stand. „Alle Welt könne nicht begreifen, daß nur wir jenes Volk auf dem Erdboden sein sollen, das eine Ausländerregierung noch dulde. Wir sind kein unmündiges Volk, mögen es die Geaner durch ihr Tun noch so oft äußern. Man redet über eine Volksabstimmung zu dieser Frage. Aber wenn wir mündig sind, braucht es keine. Das Landgericht bestellt den Präsidenten meist ohne ihren Beschluß Vögte. Als freie Bürger wollen wir eine Regierung aus Bürgern, einvernehmlich mit dem Fürsten bestellt. Nur einige Herren wollen die Regierung bestellen, das ganze Volk soll wie bisher nichts zu sagen haben. Wir kämpfen gegen diese Monarchie. Wir anerkennen den Landesfürsten und das Volk, aber keine schädigenden fremden Zwischeninstanzen. Redner verweist im übrigen auf die schon in der Zeitung gemachten begründeten Ausführungen. Einen schlagkräftigen vernünftigen Grund vermindert die Geaner gar nicht vorzubringen. Wenn sie jagen, wir haben keine Regierungsmänner, wir seien regierungsunfähig, so mögen sie mit dem Gerichte doch aufhören von einer Sache, von der sie nichts verstehen. Wir halten oder sogar die Geaner für regierungsunfähig. Soll denn unser Volk ewig in Sklaventum sein? Sollen wir nie ein ehrenhaftes Volk sein? Sollen wir im Kranke der angrenzenden Staaten einzeln und allein eine Ausländerregierung haben? Wir brauchen keine fremden Geaner und Barone in unserer Regierung, sondern eine einfache Regierung, wie wir auch ein einfaches Volk sind. Wenn wir einmal eine einheimische Regierung besitzen, wollen wir uns jederzeit für Ruhe und Autorität sorgen. Geloben wir uns aber, nicht zu ruhen und nicht zu rasten, bis das Ziel erreicht ist. Wenn nötig stellen wir uns in Baden nochmals energisch vor. Eine ausländische Regierung anerkennen wir unter keinen Umständen, weder als provisorisch noch als definitiv. Einulden will man uns, wie die Bewegung von 1848, aus der dann unsere heutige Verfassung entstand. In dieser steht als verbindlich nirgends, daß der Regierungschef ein Ausländer sein müsse — tatsächlich handhabt man die Verfassung in diesem Sinne. Taggen protestieren wir nachdrücklich und wiederholt. Wir brauchen keinen Ausländer und keinen Dr. Beer, der doch angesichts des Mißtrauens, das man ihm entgegenbringt, gar nicht gegenwärtig wirken kann. Protestieren müssen wir auch

gegen die unerhörte Behandlung unserer Partei im Vergleich mit der andern. Man vergleiche nur den Stil und Ton der Antwort und die Kundmachung. Auf diese Art lassen wir uns von Wiener Unterleuten nicht mehr unterwerfen. Redner gibt seiner Freude Ausdruck, daß sich heute die Leute so zahlreich einfinden haben. Das ist nicht mehr ein kleines Häuflein, sondern die Mehrheit der Stimmberechtigten des Landes.

Schließlich schlug Redner folgende Entschliessung vor:

„Nach erhaltenen Aufklärung und geleiteter Diskussion beschließt die am 9. Mai 1920 in der „Nu“-Bühne versammelte, mehr als 1000 Mann starke Bürgerkraft:

1. Den vom Obmann der Volkspartei an den Fürsten gesandten Entschliessungen der Versammlungen von Triesenberg, Baduz und Balzers wird vollinhaltlich zugestimmt und es wird gegen die Verfassung irgend eines Ausländers an die Regierung protestiert. Die Verfassung erklärt nachdrücklich, daß sie einen Ausländer als Regierungschef, Stellvertreter oder in sonst welcher Eigenschaft nicht anerkennt und die Verantwortung für die Folgen ablehnt.

2. Die Versammlung protestiert ferner gegen die vom Obmann der Volkspartei, von Wien gebende, Unterstützung des ungleichen, Behandlung der Parteien. Eine solche Antwort ist politisch zu verurteilen.

3. Ruhe und Friede können nur eintreten, wenn eine Regierung aus Landesbürgern eingeführt wird.

Nachmals und wiederholt wird die Gegnerschaft eingeladen, Hand zum Frieden zu bieten und gemeinsam mit der Volkspartei und dem Fürsten eine Regierung aus Landesbürgern zu bestellen. Wo ein Wille ist, ist auch ein Weg.“

Nachdem sich niemand über die Entschliessung zum Worte gemeldet hatte, wurde diese fast einstimmig angenommen. Hierauf sprach u. a. Herr Joh. Beck aus Triesenberg, der den Anwesenden wärmstens empfahl, für eine einheimische Regierung einzutreten. — Zu jener Zeit, Triesenberg, bejauerte, daß die Männer seit hinter der Parteileitung stehen sollten. Ihr Gehörte für ihre feste und folgerichtige Stellung der Dank. Oberländische Abgeordnete, die das Volk verlassen und sich für eine ausländische Regierung einsetzen, verdienen nicht mehr das Volksvertrauen. — H. Büchel aus Ruazell sprach ebenfalls einer einheimischen Regierung das Wort und fragte, wozu denn die Geaner einen solchen Anwalt brauchen. Er verurteilte die Stellungnahme und Schwelgerei des V. B.

Auch Parteiohmann Walter erachtete nochmals das Wort und bemerkte u. a., daß die heute anwesenden Unterländer den besten Beweis erbringen, daß man einen Keil nicht zwischen beide Landesteile hinein zu treiben vermöge. Unterländer und Oberländer müssen sich in diesem wie in andern die Hand zu gemeinsamer Arbeit reichen. Gerade das Unterland habe ein Interesse daran, wenn wir uns wirtschaftlich anders orientieren. — Dr. Beck ergriffte die Verammelten, getreulich im Kampfe zusammenzufassen, dann werde die Forderung trotz allen Widerständen durchdringen.

Andr. Vogt, Balzers, sprach sich ebenfalls für ein festes Zusammenhalten aus und protestierte gegen die verschiednen Unterchiebungen.

Auf den Fürsten wurde ein Hoch ausgebracht und die Triesenberger Musik spielte die Volkshymne.

Die versammelten Volksparteihänger wurden nun aufgefordert, die Unterländer und Schaener bis zum „Kirchthaler“ zu begleiten und nachher sollen die Oberländer gemeinsam nach Triesenberg abmarschieren. Die Unterländer ordneten sich an die Spitze, voraus die Bergmusik und hinterher die übrigen Anwesenden. Der imposante Zug bewegte sich zum „Kirchthaler“. Die Musik spielte. Nachher dankte der Obmann nochmals und verabschiedete die Unterländer. — Abgeordneter Ritz dankte allen Erschienenen und speziell den Unterländern.

Die Triesen, Berger und Balzer saßen unter dem Klänge der Triesener und Beraer Musik nach Triesen ab.

Es war eine imposante Laune. Und wenn wir von gut 1000 Mann reden, so meinen wir die Männer über 24 Jahre. Denn mit dem Nichtvolljährigen wäre die Zahl weit höher, gut 1200 Mann gewesen, wie Nachzählungen ergaben. Das muß festgestellt werden, um jenen Gegnern zu begegnen, die behaupten wollen, es seien die Hälfte Minderjährige gewesen. Die Schulpflichtigen selbst waren schon von Herrn Redner Schädler vom Tische gewiesen worden. Was doch der Reiz wieder ausrechnen möchte!

Wenn Gegner jagen, es sei eine Komödie gewesen, nun, so verhehlen sie ihren Groll nicht. Das Volk — nicht ein Häuflein — hat sich gestern gezeigt und man gebe sich keiner Täuschung hin: weder Geaner noch noch sonst ein Ausländer wird an der Regierung mehr anerkannt. Die gefristige Verammlung hat ein vernünftiges Urteil über das Treiben einiger Herren gefällt und sie hat den Volksparteiangeordneten gezeigt, daß sie sich wirklich auf das Volk berufen können.

Ja, fort mit den Vätern, wir sind mündig!

Am letzten Sonntag veranstaltete die Volkspartei eine allgemeine Versammlung beiführender Aufklärung der Parteianhänger und aller jener Bürger, die sich in der Landesverweigerung ruhig aufklären lassen wollten. Der Versammlungsort beim Gasthaus zur „Nu“ war recht glücklich ausgewählt, denn in einem Saale hätte nicht ein Drittel der Teilnehmer Platz finden können. Wohl war in bestimmter Ausfüllung, daß viele Bürger zu dieser Veranstaltung kommen würden, aber eine solche Menschenmenge hätte auch der größte Optimist nicht zu erwarten getraut. Dies umso mehr, als das Wetter bis am Mittage recht zweifelhaft war. Ebenso fällt sehr in die Waagschale, daß weit über 100 Anhänger der Volkspartei in den letzten Wochen in die Schweiz gezogen sind, um dort ihr Brot zu verdienen, da ihnen ihre Heimat keine Gelegenheit dazu gibt. Speziell auch in Triesenberg konnte der Wunsch vieler Parteifreunde, nach Baduz zu marschieren, nicht erfüllt werden, da sie wegen der Besorgung ihres Viehstandes in den oberen Gürteln und hinter dem Rücken dringend verhindert waren.

Kurz vor 2 Uhr richtete die Volkspartei, Triesen- und Triesenberger, schon in Reihem geordnet, voran die stramme Sarmontenmusik von Triesenberg, in der Mitte jene von Triesen, ebenso flott, beim Gasthaus zur „Nu“ ein, wo sich die dort schon wartenden Baduzer und Schaener dem Zuge anschlossen. Derselbe wurde dann nach westlich verdrängt, als sich unter dem Bürgerheim die schneidig dahermarschierenden Unterländer ebenfalls einreichten. Und so bewegte sich denn der imposante Zug durch die Hauptstraße der Staatszentrale bis zum „Löwen“, dann über die Egertstraße und den „Alten Bach“ zum „Kirchthaler“ und wieder zurück auf den Versammlungsort. Fortwährend schloffen sich dem Zuge Kreunde an, es war ein Winken und Grühen, ein Händedrücken und Sich-Freuen, wie etwa an der Feier eines Nationaltages, zu dem die Bürger aus allen Ecken des Landes zusammenströmen, um alte Freunde und Bekannte wieder einmal sehen und sich mit ihnen freuen zu können. Nachdem sich die Ankommende in der Büchse des Herrn Wächter zur „Nu“ aufgestellt hatten, bestieg der Obmann der Volkspartei, Herr Walter Ritzhaller die Rednertribüne und begrüßte die wohl 1000-köpfige Versammlung, bot in kurzen Worten eine Uebersicht über den Zweck dieser Laune, und die Anwesenden ein Disziplin zu halten und betonte speziell, daß sich die Herren Redner im Rahmen des Parteiprogrammes bewegen möchten.

In lautloser Stille folgten die erschienenen Landleute den treffenden, ruhigen, sachlichen und verständlichen Worten der 7 Redner, die nacheinander das Podium bestiegen und oftmals von mächtigem Beifall unterbrochen wurden. Alle gaben der Uebersetzung Ausdruck, daß man sich einen Ausländer an der Spitze der Regierung einfach nicht mehr geal-

Sie war ja so beschleunigt geworden. Nach einem verlangte sie trotzdem, daß ihr Leben nicht zu Ende ginge, ohne daß sie noch einmal ihre Hand in die seine gelegt und ihm für alles gedankt hätte. Keine Nacht stieg zum Morgen, in der ihr Herz nicht dämmerte, wenn sich selbst die Lippen schon müde schlossen.

Sie war auch zumeist von einer kraftvollen Zuversicht erfüllt. Nur heute lebte ein unerklärliches Angstgefühl in ihr. Sie rief ein paarmal an dem verengten Klingelzug, der zu Johann Peterkows Schlafkammer führte. Allein er kam nicht. Sie blieb ganz einsam mit dem schlafenden Jungen im Haus. Der Alte mochte mit dem Fräulein in die Nachbarschaft gegangen sein, um die ersten Weinbeeren zu probieren. Da tauchte sie endlich die Feder in die Tinte und begann an den langen, sauberen geschriebenen Bahnen auf- und niederzufahren. Draußen rauschte der sanfte Abendwind sein liebliches Lied. Einmal hob sie den Kopf und lauschte aufmerksam hinaus. Sie hatte deutlich auf den Läufers der Diele einen rauschenden Schritt gehört.

„Johann“, rief sie laut. „Johann Peterkow!“ Die Türe tat sich auch auf, aber es erschien

jemand anders auf der Schwelle. Ruth erschrak, sie wurde rot und unsicher.

„Herr Frederici“, sagte sie hastig. „Ach! Nun ist Ihr Dinkel nicht einmal hier. Er kommt erst in einigen Tagen wieder.“

Der Eintretende verneigte sich tief. „Ich komme nicht um ihn. Wir existieren noch wie vor nicht füreinander. Sollen Sie das vergessen haben? Ich möchte Sie nur um einen Trunk bitten. Ich war nämlich dabei, ein junges Weib einzureiten. Den ganzen Nachmittag habe ich mich mit ihm abgequält. Jetzt habe ich nun noch zuletzt Nach geholt. Das Weib hat den Hals gebrochen.“ Sie machte unwillkürlich ein paar Schritte ihm entgegen.

„Sie sind doch unverlezt?“ „Ja“, sagte er trocken, „gänzlich.“ „Das arme Tier“, meinte sie mitteilig. Ein hartes Lachen ging über sein Gesicht. „Ihnen wäre es wohl lieber gewesen, wenn ich an seiner Stelle läge, denn Ihr Erbarmen mit dem Vieh wird ja weit und breit gerühmt.“ „Ich stelle das Menschenleben höher, Herr Frederici“, sagte sie ruhig und schickte sich an, ihm den erbetenen Trunk zu holen. Als sie wieder ein-

trat, wurde sie gewahrt, daß seine Hände zitterten. „Sehen Sie sich in den Reinstuhl“, rief sie ihm freundlich — „so kann ich Ihnen noch irgend etwas geben?“

Er empfand den brennenden Wunsch, ihre schlanken Hände in seiner Nähe zu haben.

„Ja“, sagte er, „wenn Sie mir ein kaltes Tuch um die Stirn legen wollten. Sie schmerzt von dem Fall.“ Sie tat es ohne Würde. Blöcklich rief er ihre Hände an seine Lippen und bedeckte sie mit heißen Küssen. „Vier Jahre habe ich mich zurückgehalten“, stieß er inzwischen hervor, „jetzt habe ich keine Lust noch weiter zu hungern und zu dürsten. — Werden Sie mein Weib! Sie sollen meinewegen ganz über mich herrschen. Ich muß Sie besitzen. Mit dem Vergessen ist es nichts geworden.“

Sie entzog ihm mit ruhiger Kraft die Hände und sah im fest in die Augen. „Ich bin ganz allein, Herr Frederici, und ich bot Ihnen dennoch Trunk und Sie, weil ich annehme, daß Sie ein Edelmann seien.“ „Beweist Ihnen meine Liebe vielleicht das Gegenteil?“

„Nur die Art, in der Sie sie mir wiederholten. Mein Schuß liegt in mir. Sie hätten das nicht vergessen. Ich kann Ihnen heute nichts anderes sagen, wie damals. Ihr Weib kann ich niemals sein!“

Er knirschte mit den Zähnen. „Das verdanke ich dem elenden Schmarober, dem Schmitt!“

„Weber ihm noch einem andern, Herr Frederici, hätte ich Sie lieb, würde ich den Kampf mit den Mächten, die Gewalt über mich haben, aufnehmen.“ „Ich könnte Sie zwingen“, keuchte er, überwältigt von seiner Aufregung, die durch ihren Widerstand zum Keuzerften gebracht wurde, „und Sie müßten dann froh sein, wenn ich Ihnen meinen Namen gäbe.“

Sie stand stolz und schlank vor ihm, keine Spur von Angst im Gesicht.

Reklamationen

betr. unregelmäßiger Zustellung der Zeitung durch die Verträger erbitten wir umgehend der Expedition zur Kenntnis zu bringen